

Zeitschrift: Jahrbuch / Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (2018)

Artikel: Der "Graue Stein" und die Kirche von Heimenschwand
Autor: Hänni, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der «Graue Stein» und die Kirche von Heimenschwand

Ich suchte südlich des Wacheldornmooses bei Heimenschwand, in der Äschmatt, einen Findling und stiess dabei auf die langwierige Baugeschichte der Kirche von Heimenschwand. Für mich war es interessant, herauszufinden, welche Gründe zu einer solchen Baugeschichte geführt hatten.

Die lange Bauzeit der Kirche von fast 125 Jahren war verbunden mit der Entscheidung, dass zwei Findlinge aus Granit zu Bausteinen gespalten werden sollten. Diese konnten nicht, wie angenommen, optimal verarbeitet werden. Es entstanden bautechnische Probleme, eventuell bedingt durch fehlende geologische Kenntnisse in der Bearbeitung von Granit.

Die lange Baugeschichte der Kirche von Heimenschwand begann am 27. Januar 1835 mit der Vertragsunterzeichnung zum Bau der Kirche. Die eigentlichen Bauarbeiten wurden durch langjährige Garantie- und Umbauarbeiten verzögert. Dies führte dazu, dass die Kirche erst am 15. Juli 1960, total saniert und umgebaut, von der Kirchgemeinde offiziell übernommen und zum dritten Mal eingeweiht werden konnte.

Ein Findling mit dem Namen «Grauer Stein»

Bei einer Wanderung südlich vom Wacheldornmoos bei Heimenschwand fiel mir der Name eines Bauernhauses oberhalb der Äschmatt mit dem Namen «Grauestei» auf. Ich fragte einen Bauern, der in der Äschmatt ein Feld pflügte, warum dieses Haus wohl so heisse. Er sagte mir, dass hier einmal ein Findling gelegen hatte. Man habe ihn als «Grauen Stein» bezeichnet, und er sei zum Bau der Kirche von Heimenschwand verwendet worden. Noch heute kämen auf diesem Acker beim Pflügen immer wieder grössere Granitsteine an die Oberfläche und würden manchmal sogar seinen Pflug beschädigen. Schon früher, als noch mit den Pferden gepflügt worden sei, hätten sie als Buben grosse Steine in diesem Acker zusammenlesen müssen. Ich könne mir solche Steine im Garten des Bauernhauses «Grauestei» noch selbst ansehen. Tatsächlich fand ich dort noch Steine aus grauem Grimselgranit vor (Abbildungen 6 und 7).

Die Aussage des Bauern, dass sich in der Äschmatt einmal ein grosser Findling befunden habe, lässt sich bestätigen. Im ersten Band der ausführlichen Publikation «Das Amt Thun» (1943 herausgegeben von der Heimatkundekommission der Sektion Thun des bernischen Lehrervereins) erwähnt der Sekundarlehrer und bedeutende Geologe Dr. Paul Beck:

«Zwei riesige Blöcke aus Granit, der eine, oben im Grünewald zwischen Untermos und Gützischwendi bei Wachseldorn, der andere an der Weggabel östlich des Rotbächleins nördlich der Aeschmatt und nahe der Ostgrenze von Buchholterberg, genügten, um das Baumaterial für die ganze Kirche in Heimenschwand zu liefern.»¹⁾

Ähnliche Findlinge in unserer Region



Abb. 1: Einer der fünf Findlinge aus Grimselgranit im Strättligenwald bei Thun. Sie stehen seit 1925 unter Naturschutz. Ihre Grösse ist beträchtlich, denn ein grosser Teil der Blöcke liegt noch unsichtbar unter der Erde. Sie wurden vor 12 000 Jahren beim Rückzug des Aaregletschers auf der Strättligmoräne zurückgelassen. So gross oder noch grösser könnten der «Graue Stein» in der Äschmatt und der andere Findling im Grünewald gewesen sein (Foto: Alfred Hänni).

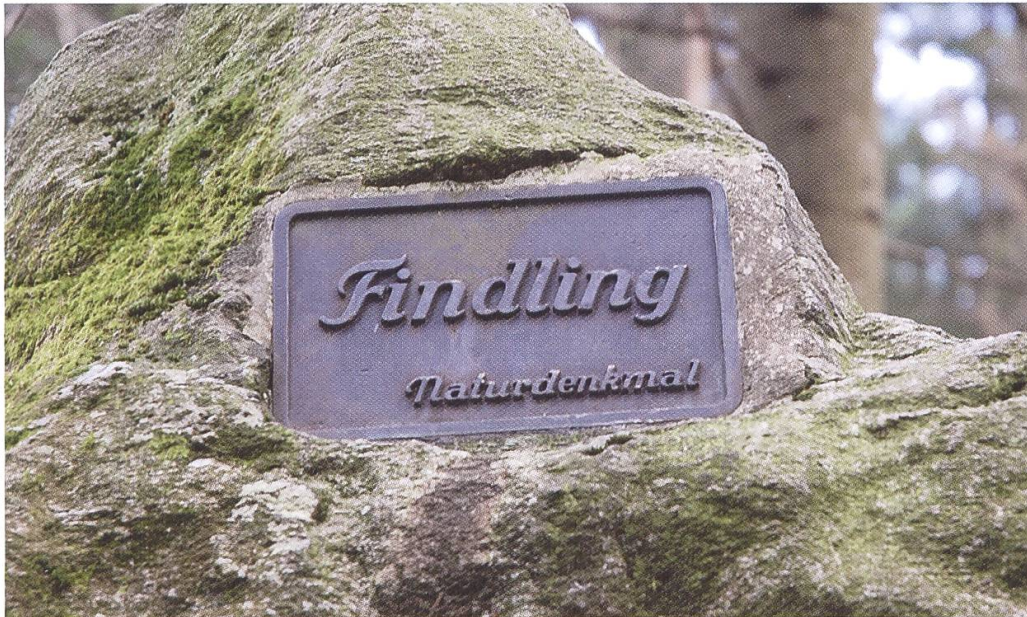


Abb. 2: Bronzetafel an einem Findling im Strättligenwald bei Thun mit der zusätzlichen Bezeichnung «Naturdenkmal» (Foto: Alfred Hänni).

Die mutmasslichen Standorte der von Paul Beck erwähnten Findlinge in Wachsedorn bei Heimenschwand



Abb. 3: Mutmasslicher Standort des ersten Findlings («Grauer Stein») östlich des Rotbächleins, nördlich der Äschmatt, nahe der Ostgrenze von Buchholterberg (Foto: Alfred Hänni).



Abb. 4: Mutmasslicher Standort des zweiten Findlings im oberen Teil des Grüenewaldes zwischen Untermooos und Güetziöchwendi (Foto: Alfred Hänni)

Das Bauernhaus «Grauestei»



Abb. 5: Oben am Waldrand in der Äöhmatt steht das Bauernhaus «Grauestei», das seinen Namen wohl vom einstigen Findling in der Äöhmatt erhalten hat. (Foto: Alfred Hänni).

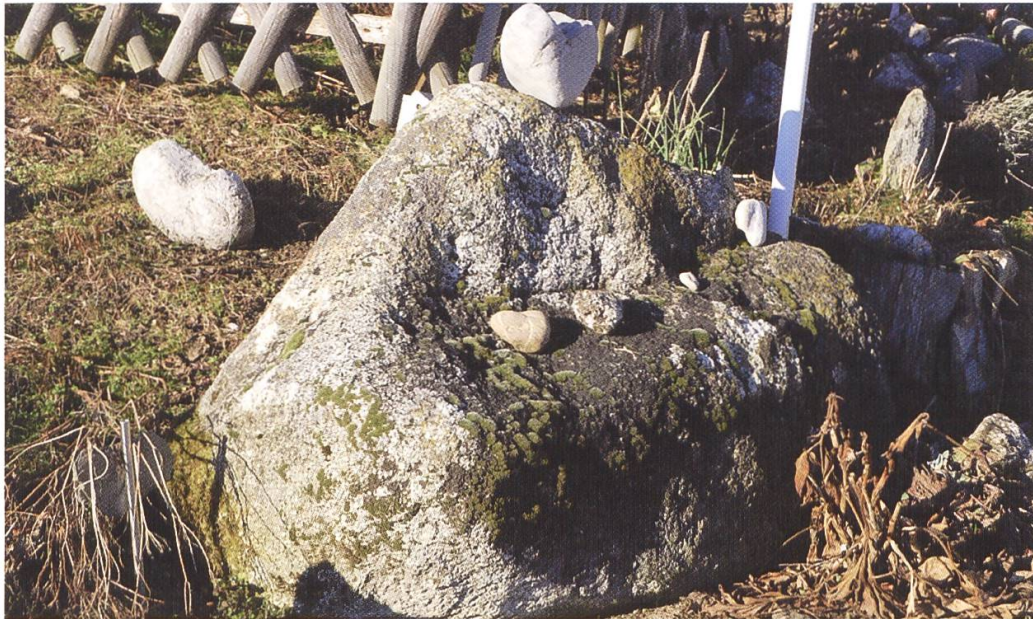


Abb. 6: Findling aus grauem Grimselgranit beim Bauernhaus «Grauestei»
(Foto: Alfred Hänni)



Abb. 7: Im Garten des Bauernhauses «Grauestei» befinden sich mehrere
kleine Stein-Skulpturen aus Grimselgranit. (Foto: Alfred Hänni)

Der Weg der Findlinge von der Grimsel nach Wachfeldorn

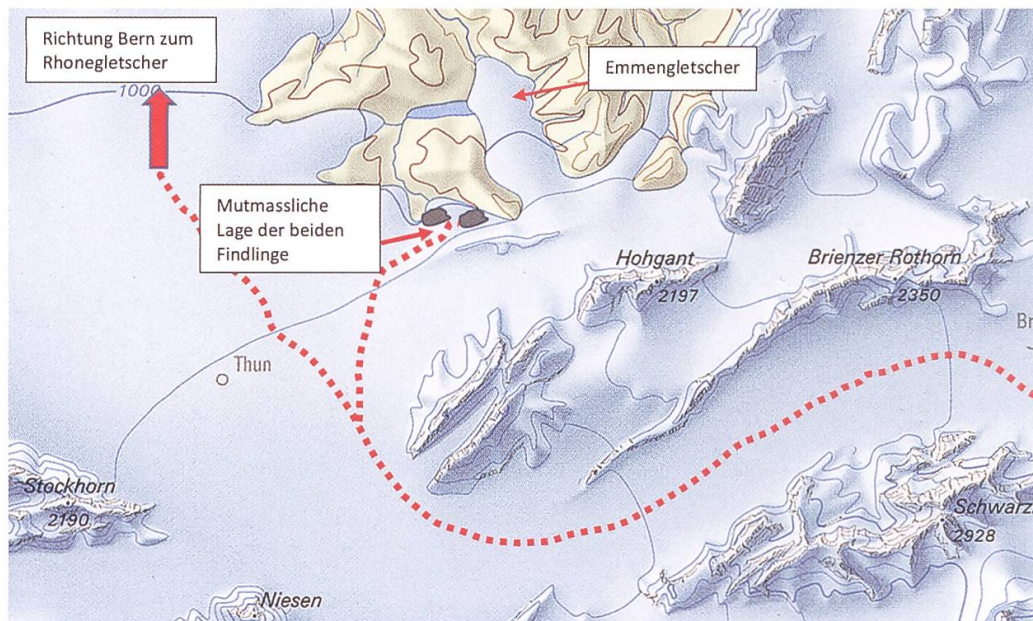


Abb. 9: Die Karte zeigt den Aaregletscher mit dem Seitenarm, der östlich von Thun in Richtung Hohgant zum Emmengletscher abfloss. Abbildung aus: M. Felber und Mitarbeiter, Die Schweiz während des letzteiszeitlichen Maximums LGM (Last Glacial Maximum), erschienen 2009 als Ersatz der sog. «Ricklikarte» aus dem Jahre 1970, Mst. 1:500 000 (Bundesamt für Landestopografie swisstopo).

Schon vor Jahren habe ich mich bei meinen Spaziergängen mit unserem Hund immer wieder gefragt, wie die Mooregebiete im Gebiet zwischen Schwarzenegg, Heimenschwand und Süderen entstanden sein könnten. Es ist bekannt, dass Moore Überbleibsel von nacheiszeitlichen Seen sind, die nach dem Rückzug der Gletscher meist als Rückstau hinter einer Endmoräne zurückgeblieben sind. Im Verlaufe der Zeit verlandeten diese Seen wieder, und es bildeten sich Moore, die jedoch in den letzten 150 Jahren, zum grössten Teil durch Meliorationen, zu fruchtbarem Agrarland trocken gelegt wurden. Einzig das kleine Seelein im Wachfeldornmoos, das heute Naturschutzgebiet ist, ist übriggeblieben.

Der obige Kartenausschnitt zeigt mit der roten Linie, welchen Weg die beiden Findlinge während der letzten grossen Vergletscherung in der Würmeiszeit vor 20 000 bis 18 000 Jahren zurückgelegt hatten. Der Aaregletscher floss damals durch das Haslital, entlang des heutigen Brienzer- und Thunersees, in Richtung Bern, wo er dann zusammen mit dem Rhonegletscher noch bis zum

Gletscherende in die Gegend von Aarwangen weiterfloss. Gleichzeitig zweigte vom Aaregletscher, nordöstlich von Thun, ein Gletscherarm in Richtung Honegg-Hohgant ab und floss dann als Emmengletscher weiter bis nach Burgdorf in den Rhonegletscher.

Der lange Weg der beiden von Paul Beck erwähnten Findlinge von der Grimsel, wo abgestürzte Granitblöcke aus dem Aaremassiv durch den Aaregletscher mitgenommen wurden, endete nach dem Zurückschmelzen der Alpengletscher vor 12 000 Jahren auf der Strecke vom Haslital bis Bern in der Äschmatt und im Gützischwendi bei Wachseldorn östlich von Heimenschwand.

Zur Grösse der Findlinge aus Grimselgranit in Wachseldorn

Die Grösse der beiden Findlinge in Wachseldorn ist nicht dokumentiert. Paul Beck beschreibt sie als «zwei riesige Blöcke aus Granit». Die Findlinge müssen demnach sehr gross gewesen sein. Sie blieben bis ins 19. Jahrhundert liegen.

Auch heute noch kann man den Gletschern beim Transport riesiger Felsbrocken zusehen. Weil die Brocken das darunterliegende Eis vor Sonneneinstrahlung schützen, während der umliegende Gletscher schmilzt, liegen sie auf einer erhöhten Unterlage, wie auf einem Sockel über dem Gletscher. Man spricht dann von Gletschertischen.

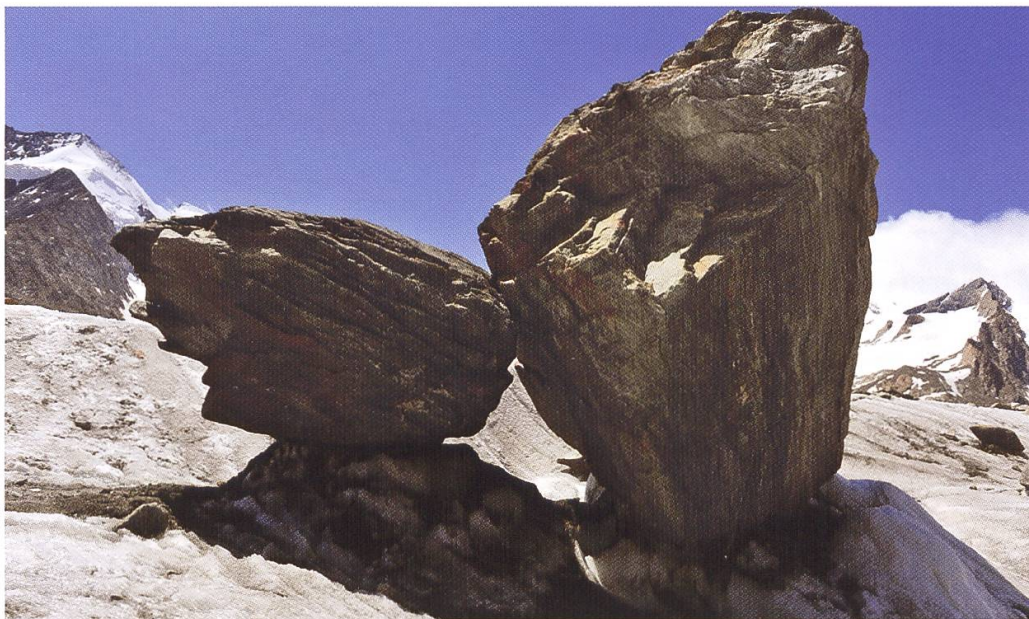


Abb. 10: Zwei auf den Gletscher abgestürzte Felsstücke als «Gletschertische»; der rechte dürfte etwa fünf Meter hoch sein (Foto: Bruno Petroni).



Abb. 11: Ein etwa 10 Meter langer Felsbrocken liegt oben auf dem Gletscher. Er wird entweder auf der Gletscheroberfläche talabwärts transportiert, oder er verschwindet unter dem Eis, bis er nach Jahren am Gletscherende, etwas gerundet oder mit abgeschliffenen Kanten wieder ans Tageslicht kommt. Nach dem Rückzug des Gletschers findet man den Felsen wieder auf offenem Gelände; man spricht dann von einem «Findling» (Foto: Bruno Petroni).

Es ist verständlich, dass mit den entwickelten technischen Möglichkeiten im 19. Jahrhundert vielfach der Wunsch aufkam, solche Felsblöcke zu sprengen und die Granitteile für Bauten zu verwenden. Dies traf auch für die beiden Findlinge in Wachseldorn zu.

Blumen im Wacheldornmoos

Wandert man vom Bauernhaus «Grauestei» dem Waldrand entlang nach Norden, gelangt man im Wacheldornmoos zu einem kleinen Moorsee, der mit einem Saum von Gelben Schwertlilien umgeben ist. Auch dieser See ist ein Relikt aus der letzten Eiszeit. Es ist heute ein vielfältiger Lebensraum für Flora und Fauna. In diesem Gebiet wurde noch bis in die 1960er Jahre Torf gestochen. Dies ist nun verboten. Das Wacheldornmoos steht seit 1978 unter Naturschutz.

Die Schönheit der Natur im Wacheldornmoos



Abb. 12: Der idyllische Moorsee, umgeben von gelben Schwertlilien (*Iris pseudacorus*) (Foto: Alfred Hänni).



Abb. 13: Gelbe Schwertlie (*Iris pseudacorus*) (Foto: Alfred Hänni).



Abb. 14: Bach-Nelkenwurz (*Geum rivale*) (Foto: Alfred Hänni).

Der Bau der Kirche von Heimenschwand²⁾



Abb. 15: Die stattliche Kirche von Heimenschwand, deren Bauzeit sich über 125 Jahre erstreckte! (Foto: Alfred Hänni)

Die heutige Kirchgemeinde Buchholterberg gehörte bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum Chorgericht Diessbach (heute Oberdiessbach). Die Leute von Buchholterberg bis Wachseldorn und Südern mussten zum Predigtbesuch, zu Taufen und Beerdigungen einen zwei- bis dreistündigen Weg nach Oberdiessbach zurücklegen. Deshalb kam immer mehr der Wunsch nach einer eigenen Kirche in Heimenschwand auf.

Die Pfarrei Diessbach (Oberdiessbach) war damals noch eine sogenannte «Privatcollatur». Dies bedeutete, dass der jeweilige Herr von Diessbach als «Privatcollator» einen ihm genehmen Pfarrer vorschlagen durfte. Als «Privat-Collator» amtierte die Familie von Wattenwil zu Diessbach. Sie war für die geistlichen Bedürfnisse der Gemeinde und für die Besoldung des Pfarrers zuständig. Die Familie von Wattenwil zu Diessbach hatte dafür das Recht, die «Primizabgaben» und einen Teil der «Zehnten» einzufordern. (Primizabgaben, Primizien = das Recht, die ersten Früchte und die ersten jungen Tiere des Jahres von den Gemeindemitgliedern für sich zu beanspruchen). Der Privatcollator hatte jedoch davon keine finanziellen Vorteile, denn alle Erträge aus dem Verkauf der

erhaltenen Naturalien mussten für den Unterhalt der Kirche, des Pfarrhauses und der Pfrundscheune sowie für die Besoldung des Pfarrers verwendet werden.

Nach jahrelangen Verhandlungen zwischen dem Staat Bern und dem Privatcollator von Diessbach wurde am 27. Januar 1835 vereinbart, die Kirche in Heimenschwand zu bauen.

Es lagen zwei Projekte vor: «ein schöneres mit 656 Sitzplätzen für 16 906 Franken und ein weniger schönes, ein Kastenbau ohne jeglichen Schmuck mit 720 Sitzplätzen zu 13 799 Franken.»

Der Grosse Rat wählte das günstigere Projekt. Er beschloss am 15. Mai 1835, den Bau auszuführen. Wegen des Beschlusses, gleichzeitig auch ein Pfarrhaus zu bauen, erhöhte sich der Kostenvoranschlag auf 18 557,51½ Livres Suisses. (Von 1798 bis 1850 wurde mit «Livres Suisses» gerechnet. Ein «Livre Suisse» entsprach dann einem «alten» Franken.)

Das Baumaterial sollte aus Kostengründen aus den beiden Gemeinden Buchholterberg und Wacheldorn herbei geschafft werden. Schon damals hiess es: «Produkte aus der Region» werden bevorzugt! Der Sand wurde aus einer Grube in der Stockern im Wacheldorngebiet geholt, und die Ziegel wurden in einer Ziegelei in Heimenschwand gebrannt. Das Gehöft «Ziegelhaus» in der Äschmatt, westlich vom Wacheldornhubel, erinnert noch an diese Zeit. Als Baumaterial sollten vor allem die zwei grossen, oben erwähnten Granit-Findlinge, die im Gebiet der Äschmatt und des Gützischwendis lagen, verwendet werden.

Im Laufe des Jahres 1835 wurden die Bauarbeiten für die Kirche und das Pfarrhaus den beiden Unternehmern Baumeister Blank in Muri und Steinhauer Schmidt in Wichtrach übergeben. Der Voranschlag für die «Steinhauerarbeit in Granit» belief sich auf 1228,40 Livres Suisses. Wahrscheinlich beinhaltete dieser Preis alle Arbeiten im Zusammenhang mit der Verarbeitung der beiden Granitfindlinge.

Man beabsichtigte, die Findlinge für die Fensterumrandungen und die Sockelsteine der Grundmauern sowie für den Turm als Blocksteine zu verwenden.

Bald stellte man jedoch fest, dass sich der Granit nicht gut spalten liess. Es scheint, dass der Steinmetz Schmidt keine grosse Erfahrung mit der Verarbeitung von Granit hatte. Er dürfte die Arbeit unterschätzt haben; als Fachmann hätte er wissen müssen, dass sich Granit nur schwer spalten lässt und dass masshaltige Blöcke nur mit grossem Aufwand mit Meisseln hergestellt werden können.

Die Kirchenfenster



Abb. 16: Eines der sieben Kirchenfenster, die mit Grimselgranit eingefasst wurden (Foto: Alfred Hänni).



Abb. 17: Nahaufnahme des für die Kirchenfenster verwendeten Grimsegranits, der aus dem oberen Grimselgebiet, stammen dürfte (Granodiorit)



Abb. 18: Die Umrandungen der Kirchenfenster

Es stellte sich heraus, dass keine langen Platten aus dem Grimsegranit der Findlinge hergestellt werden konnten. Grössere Felsstücke brachen bei der Bearbeitung auseinander. Aus diesen mussten dünnere Platten hergestellt werden, die aneinandergereiht für die Fensterumrandungen verwendet werden konnten. (Fotos: Alfred Hänni)

Die Sockelsteine für die Grundmauern der Kirche



Abb. 19: Die ganze Kirche steht auf massiven Granit-Sockelsteinen. Dieser Granit weist eine feinere kristalline Struktur auf als der Granit der Fensterumrandungen («Granodiorit»). Es könnte sich dabei um den «Zentralen Aaregranit» aus dem unteren Haslital handeln. Es ist somit denkbar, dass die beiden Findlinge in Wachseidorn aus verschiedenen Graniten bestanden (Foto: Alfred Hänni).



Abb. 20: Nahaufnahme des Granits der Sockelsteine mit einer feinen kristallinen Struktur. Wegen der Schwierigkeiten in der Bearbeitung des Granits blieben von den Findlingen schliesslich nur noch abgespaltene «Schroppensteine» und Schotter übrig (Foto: Alfred Hänni).

Es stand leider kein guter Stern über dem Kirchenbau

Auch für die Kirchenmauern erwies sich der Granit nicht als ideal. Man holte runde Kieselsteine aus den umliegenden Bachbetten, die zusammen mit den Granitstücken in die Fassaden hineingearbeitet wurden. Zudem war der verwendete Sand von den Handwerkern ebenfalls als nicht ideal beurteilt worden. Die Freude an der sich im Bau befindlichen, sehnlichst gewünschten Kirche wurde bald getrübt. Es entstanden Probleme, die nicht vorausgesehen werden konnten. Schon beim Bau der oberen Turmhälfte zeigten sich Spalten in den Mauern. Man getraute sich deshalb nicht, die Glocken in den Turm zu hängen. Diese wurden vorerst im Schopf des Wirtshauses aufgehängt, und von dort wurde die Predigt eingeläutet, «was den Buchholterbergern nicht wenig Spöttereien eintrug» ...

Diese Schwierigkeiten veranlassten den Kirchgemeinderat, den Grossrat Plüss, den Architekten Stoller und den Baumeister Hänni für eine Expertise zu beauftragen. In ihrem Bericht wurde festgehalten, dass die runden Kieselsteine, die Granitbruchsteine und der schlechte Mörtel für dieses Bauwerk nicht geeignet waren... Ausserdem seien die Fundamente zu schwach. Die ausführenden Handwerker mussten daraufhin in Garantie-Arbeit die Risse und andere Schwachstellen in der Mauer flicken.

Viel zu reden gab auch der in einer Holzkonstruktion hergestellte Glockenstuhl. Es war geplant, die Glocken in Nord-Süd Richtung schwingen zu lassen. Dies hätte zur Folge gehabt, dass die Bewohner in Homberg die Glocken besser gehört hätten als die Leute in Heimenschwand und im äusseren Buchholterberg. Weil der Turm beim Läuten auch zu schwanken begann, durfte die grosse Glocke nicht mehr geläutet werden. 1839 wurde der Glockenstuhl aus Holz abgerissen und durch einen neuen ersetzt. Der damalige Pfarrer Flügel verlangte zudem, die Aufhängekonstruktion so abzuändern, dass die Glocken neu in Ost-West Richtung schwingen konnten. Um den Turm vor weiteren Rissen zu schützen, wurden ferner durch einen Schmied lange Eisenbänder angefertigt, die zur Sicherheit um den Turm gespannt wurden.

Auch die im Jahre 1900 umgebaute Orgel wurde beanstandet. Sie sei nicht verbessert, sondern «verschlimmbessert» worden, denn der Klang glich eher einer Kino-Orgel als einem kirchlichen Instrument. Immer wieder entstanden Probleme, die eine Übernahme der Kirche durch die Kirchgemeinde verunmöglichte.

Nach weiteren Instandstellungen und einem umfassenden Umbau des ganzen Gebäudes wurden 1935 zwei neue Glocken angeschafft. Diese bedingten jedoch einen neuen Glockenstuhl aus Eisen. 1936 konnten die Heimenschwander ihre Kirche nach 100 Jahren zum zweiten Mal einweihen.

Danach blieb die Kirche jedoch weiterhin im Besitz des Staates Bern, da sich die Kirchgemeinde wegen immer noch bestehender Mängel weigerte, das Bauwerk zu übernehmen. 1955 wurde die Orgel nach dem Entwurf von E. Schiess aus Bern mit 16 Registern neu erstellt.

Schliesslich wurde die Kirche nach einer weiteren Gesamtrenovation doch noch von der Kirchgemeinde übernommen und am 15. Juli 1960 zum dritten Mal eingeweiht – nach 125 Jahren!

In der Jubiläumsschrift «Kirchengeschichte von Buchholterberg» hält der Verfasser K. Gugger 1968 fest «Die Renovation kann in allen Teilen als gelungen bezeichnet werden. Architekt und Handwerker haben ihr bestes geleistet. Zum

ersten Male seit 1837 stand nun die Kirche in Heimenschwand in architektonisch erfreulichem Zustande da [...]. Ein Streit, der rund 120 Jahre lang von Zeit zu Zeit auf beiden Seiten die Gemüter erhitzt hatte, hatte ein friedliches Ende gefunden».

Hier galt: Was lange währt, wird endlich gut!

Berechnung der Fenstergrösse an der Kirche von Heimenschwand

Da ich die Dimensionen der Kirchenfenster nicht messen konnte, habe ich aufgrund meiner Fotos die Masse mit der Proportionalitäts-Methode berechnet. Einzig die gemessene Fensterbreite von 220 cm stand mir zur Verfügung.

Da das Bild gegen oben perspektivisch kleiner ist, habe ich zuerst die Reduktions-Faktoren von «oben», «mitte» und «unten» bestimmt. Die verschiedenen Teilstücke der Stützen habe ich auf dem Foto gemessen und dann mit den entsprechenden Reduktions-Faktoren multipliziert. Da das Bild auch nach links schmaler ist, habe ich von beiden Gesamthöhen den Durchschnitt berechnet.

Ich glaube, dass die Fenstergrösse von 220x375 cm ziemlich genau stimmt. Das heisst, die Steinmetze mussten pro Fenster 11,4 Laufmeter vom Granitprofil von 30 cm Breite und 25 cm Tiefe herstellen.

Was Steinmetz Schmidt herstellen musste

Mit der Bearbeitung der gesprengten Findlinge musste der Steinmetz Schmidt die Umrandungen der Kirchenfenster und Blocksteine für die Sockelsteine und die Kirchenmauern herstellen. Die Fenstergesimse und Fensterstützen mussten nach genauen Massen durch aufwändiges Meisseln hergestellt werden. Die Blocksteine wurden von grossen Blöcken abgespalten und dürften ohne grosse Nachbearbeitung verwendet worden sein. Für ein Fenster waren zirka 12 Laufmeter fertig gehauene Steine notwendig.

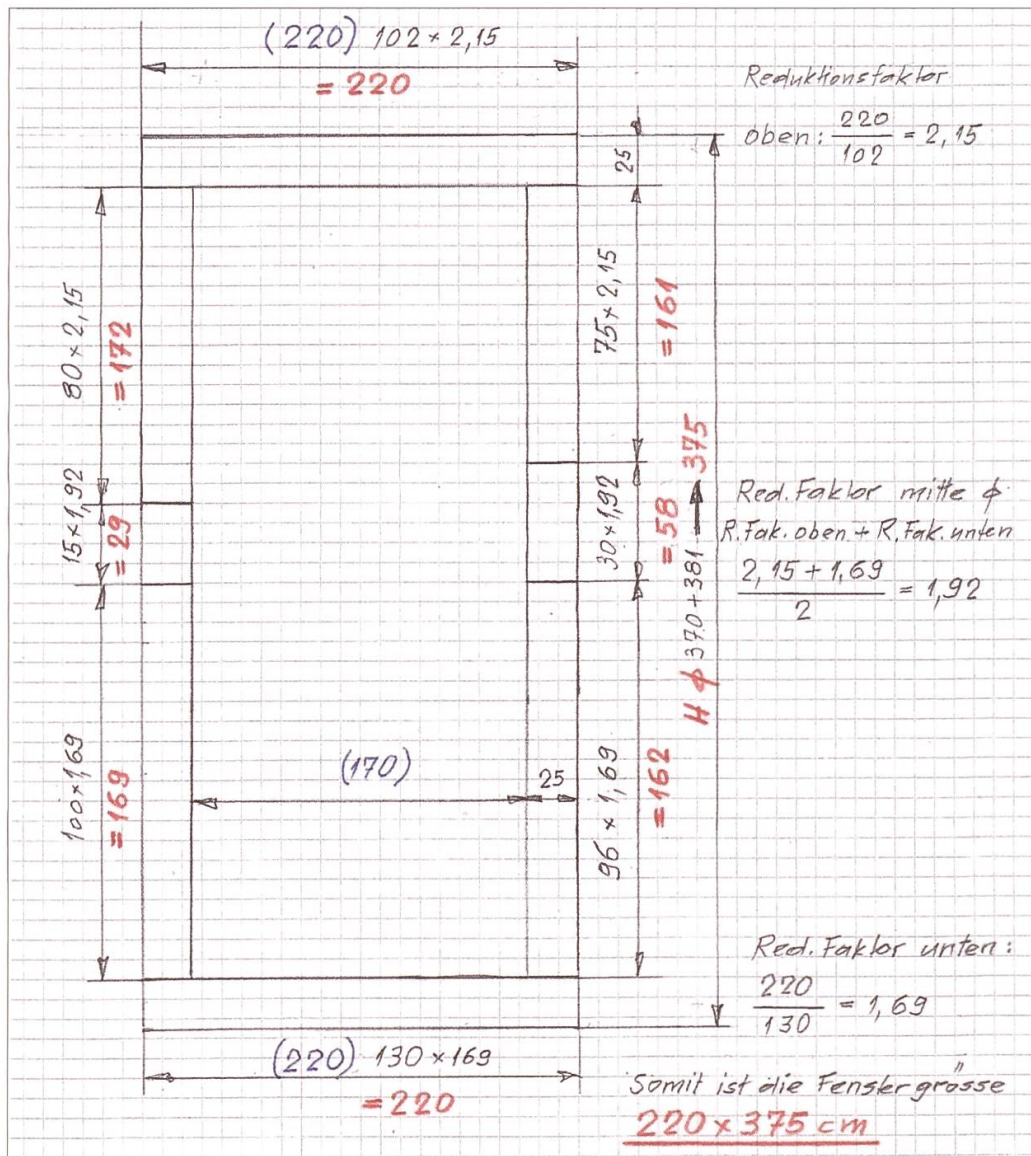


Abb. 21: Berechnung der Fenstergrösse an der Kirche von Heimenschwand:

- Blaue Zahlen = am Fenster gemessene Fensterbreite
- Schwarze Zahlen = auf dem Foto gemessene Längen
- Rote Zahlen = effektive Dimensionen



Abb. 22: Aus solch grossen rohen Blöcken dürften die Sockelsteine für die Grundmauer der Kirche hergestellt worden sein. (Werk-Foto, mit freundlicher Genehmigung der Fa. Schmid AG, Affoltern am Albis)



Abb. 23: Für den ganzen Umfang der Kirche dürften zirka 90 Laufmeter Sockelsteine erforderlich gewesen sein – eine enorme Menge! (Werk-Foto, mit freundlicher Genehmigung der Fa. Schmid AG, Affoltern am Albis)

Was nach der Bearbeitung der Findlinge übrigblieb



Abb. 24: «Schroppensteine» – sie dürften für die Kirchenmauern verwendet worden sein. (Werk-Foto, mit freundlicher Genehmigung der Fa. Schmid AG, Affoltern am Albis)



Abb. 25: Der Schotter dürfte für die Fundamente verwendet worden sein. (Werk-Foto, mit freundlicher Genehmigung der Fa. Schmid AG, Affoltern am Albis)

Die schwierige Bearbeitung des Granits



Abb. 26: Im Steinbruch Chüenzetännelen an der Grimsel werden grosse Blöcke aus dem anstehenden Felsen gesprengt. Da Granit nicht lagig vorkommt, können die Grösse und die Form der Stücke im Voraus nur unbedeutend beeinflusst werden. (Foto: Alfred Hänni)

So unregelmässig oder ähnlich dürften auch die Bruchflächen an den gesprengten Findlingen in der Äschmatt und im Grüenewald ausgesehen haben.



Abb. 27: Auf einem abgesprengten Granitblock wird zuerst auf einer Linie im Abstand von zirka 20cm ein Loch gebohrt. In jedes dieser Löcher wird ein Keil (ein Meissel) eingesetzt. Die Keile werden dann nacheinander immer tiefer in den Granit eingeschlagen, bis sich der Block auf der ganzen Länge spaltet. (Foto: Alfred Hänni im Steinbruch Chüenzetännelen an der Grimsel)



Abb. 28: Mit solchen Keilen (Meisseln) werden die Granitblöcke entlang der vorgebohrten Löcher gespalten. (Foto: Alfred Hänni)

Diese einfache Spalttechnik wurde schon beim Bau der ägyptischen Pyramiden vor 4500 Jahren angewandt.

Quellen

- 1) Paul Beck, II. Die natürlichen Landschaften, C. Das Hochplateau zwischen Buchholterberg und Zug, 1. Allgemeines, S. 21 in: Das Amt Thun, eine Heimatkunde, herausgegeben im Auftrage der Sektion Thun des bernischen Lehrervereins von der Heimatkommission, 1. Band, Druck- und Verlagsanstalt Adolf Schaer, Thun 1943.
- 2) K. Gugger, Kirchengeschichte von Buchholterberg, Eigenverlag, Wabern (Bern) 1968.

Dank

Ich danke:

- Herrn Pfarrer Daniel Christen, Heimenschwand, für die informativen Angaben über die Kirche Heimenschwand und für die Übergabe der Broschüre «Kirchengeschichte von Buchholterberg» von K. Gugger (2).
- Herrn Dr. med. Dr. h.c. Hans Suter, Fahrni bei Thun, für die Begleitung meiner Arbeit und für das Lektorat.